



Arne Eppers

Knebel

Eine Erzählung

Wehrhahn Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <https://portal.dnb.de> abrufbar.

2. verbesserte Auflage 2020
Wehrhahn Verlag
www.wehrhahn-verlag.de
Satz: Wehrhahn Verlag
Druck und Bindung: Sowa, Piaseczno

Alle Rechte vorbehalten
Printed in Europe
© by Wehrhahn Verlag, Hannover
ISBN 978-3-86525-819-9

Laß den lebendigen Hauch, der sich oft entzündet im Herzen,
Mich zu höherer Kraft, zum Gefühle des Schönen, erwecken.
Heile mich von dem Wahn, ein irrendes Leben zu suchen
Im Geräusche der Welt, in mannichfachem Geschäfte,
Wo die Seele sich leicht verwirret in Dünkel und Ehrgeiz;
Oder, umhergeworfen, sich selbst verlieret und schwach wird.
Lenkerin meines Tuns sei Du, o weise Natur, selbst!

An den Geist der Natur

v. K.

Unruhig, unverständliche Worte murmelnd und ohne sein Paradies eines Blickes zu würdigen, eines Blickes, um den sie ihn beneiden, um den vor allem er ihn immer beneidet hat, geht der Alte in seinem Arbeitszimmer auf und ab. Er wird nicht mehr kommen. Wird nicht mehr kommen. An diesem Nachmittag ziehen sie mit seinem Sarg durch die Straßen zur Kapelle und tragen ihn in die Gruft. Röhr wird sprechen, einige andere vielleicht. Glockengeläut. Das wars.

Man hatte ihn gebeten teilzunehmen. Selbstverständlich. Mit ihm gerechnet hatte niemand. Er musste nicht lange überlegen. Gern hätte er Abschied genommen, aber es gab hundert Gründe, die dagegen sprachen, und selbst wenn er gewusst hätte, dass Carl Friedrich sich in Eisenach verkriechen würde, blieben neunundneunzig. Er hat abgesagt. Das Alter. In Gedanken geht er die Namen durch all derer, die heute dabei sind und ein letztes Mal im Glanz jenes Lichtes schillern wollen, das von ihm ausging. Er kann das vor sich sehen, wie sie sich in Stellung bringen, wie sie

Coudray bearbeiten oder Kanzler Müller, nur um weiter nach vorn zu kommen, wie sie sich ihre zurechtgeschmiedeten Geschichten zuflüstern von jenem letzten bedeutenden Zusammentreffen. Wie lange seine letzte Begegnung mit ihm wohl her sein mochte? Er versucht, sich zu erinnern.

Von unten dringen Geräusche herauf wie immer um diese Zeit des Tages und zerren Knebel für einen Moment in die Gegenwart. Er will nicht essen, jetzt nicht, und brüllt durch die geschlossene Tür. Jemand geht leise die Treppe hinunter, die Stufen ächzen vertraut, dann ist es still. Früher, wenn ein kurzes Billet den Besuch seines Freundes angekündigt hatte, wusste Knebel schon bei der dritten Stufe, dass er es war, der zu ihm nach oben kam. Das ist lange her. Später, als seinem Gast das Treppensteigen zur Last wurde, war es anders. Dann ist er um das Haus gegangen, in den Garten, hat sich unter das Fenster von Knebels Arbeitszimmers gestellt und in die Hände geklatscht. »Komm raus aus deiner römischen Studierstube, das Paradies lockt.« Dann haben sie den Nachmittag im Garten verbracht, Knebel hat dafür gesorgt, dass sie nicht gestört wurden, sie haben gearbeitet, geplaudert, getrunken.

Jetzt ist er also vor ihm gestorben. Knebel tritt ans Fenster – das Fenster zum Paradies, wie sein Freund es immer genannt hat. Es ist geschlossen, draußen weht ein kalter Märzwind. Der Hausberg richtet sich grau vor ihm auf, das Tal ist jetzt noch ohne Grün. Dieses Paradies ist ihm kein Trost. Seit zwei Tagen kann er an nichts anderes denken, kreisen seine Gedanken um ihn. Wie Blitze zucken Bilder durch seinen Kopf, Momentaufnahmen ihrer gemeinsamen Zeit, in rascher Folge, durcheinander. Es quält ihn. Er will, dass das aufhört. Vielleicht hätte er doch am Begräbnis teilnehmen sollen.

Knebel dreht sich um, macht einige Schritte ins Zimmer, lässt sich in den Stuhl fallen, der hinter seinem Schreibtisch steht. Seit einem Vierteljahrhundert ist dies der Platz, an dem er in seinen fliegenden Schlafrock gekleidet und Pfeife rauchend die meiste

Zeit des Tages zubringt. Früher waren es ein paar Schritte weniger vom Fenster zum Stuhl, sie sind kürzer geworden. Aber immerhin, die Beine tun ihren Dienst, der Geist ist kaum getrübt, allein die Augen machen ihm zu schaffen. Siebenundachtzig ist er geworden im November. Er ist der letzte, ist einfach übrig geblieben, während die anderen sich nach und nach davon gemacht haben, vor drei Tagen der beste und älteste seiner Freunde. Fast sechzig Jahre hatten sie einander gekannt und vertraut. Die schwerste Prüfung nun also am Schluss. Wie lange würde es für ihn noch gehen?

Knebels Blick fällt auf den Lukrez, der aufgeschlagen auf dem Schreibtisch liegt und zu dessen Erfolg die lobenden Worte jenes Mannes, der heute begraben wird, einen Beitrag geleistet haben, der ihn mit Dankbarkeit und beinahe mit mehr Stolz erfüllt, als seine Übersetzung selbst es vermag. Ein halbes Leben hat er daran gearbeitet, langsam und stockend, wie es seine Art war, aber mit unanfechtbarer Hartnäckigkeit. Was für ein Gefühl, als ihn der Verleger Böttiger vor zwei Jahren um eine Neuausgabe bat, ja ihn geradezu drängte. Eine längst verloren geglaubte Kraft war damals in ihn zurückgekehrt und hatte die Last des Alters vergessen gemacht. Doch wie bescheiden nimmt sich seine Übersetzung gegen das Werk des verstorbenen Freundes aus. Es füllt schon jetzt fünf- unddreißig Bände, mit denen Knebel in den vergangenen Wintermonaten die kurzen Tage und langen Abende verbracht, mit denen er im Geiste und manchmal wohl auch laut geredet und gerungen hat. Sie sind ihm Zeugnis einer Schaffenskraft, die ihn staunen macht und mit Bewunderung erfüllt – und ihm doch zugleich immer wieder die eigene Unzulänglichkeit auf schmerzliche Weise ins Bewusstsein rückt. Was hätte er für ein wenig von dieser Leichtigkeit und Tatkraft gegeben. Wäre ihm einmal Mephistopheles in seiner Studierstube erschienen, er hätte gewusst, wofür er seine Seele verpfändet haben würde.

Knebel ist kein Künstler wie sein Freund. Er ist Nachschöpfer, nicht Schöpfer. Genau, aber nicht virtuos. Sorgfältig, aber nicht genial. Als er jung war, hatte er geglaubt und gehofft, dass das

anders wäre. Er war bei einigen der prominentesten Dichter der Zeit, bei Uz, Ramler und Gleim in die Schule gegangen, hatte im Göttinger Musenalmanach Gedichte veröffentlicht. Ein Anfang war gemacht. Und doch wollte daraus nichts werden. Sein Leben war ihm im Weg. Und als er zum ersten Mal mit dem Autor zusammentraf, dessen Name auf den fünfunddreißig Bänden und seit heute auf einem Sarg steht, wusste er, dass er kein Dichter war und nie einer sein würde. Ihm fehlte dieses Feuer, der produktive Geist, dem die ganze Welt Stoff ist, die Kreativität, selbst Welten zu schaffen und mit ihnen zu spielen. Sein Freund hatte das.

Wieder rauschen Bilder durch Knebels Kopf, bemächtigen sich seiner Gedanken, lösen einander ab, mischen sich, rasend-schnell. Er will sich konzentrieren, doch es gelingt ihm nicht. Etwas tun, denkt er. Ich muss etwas tun. Etwas, das mich ablenkt. Seine knöchernen Hände legen sich um die Armlehnen seines Stuhls, er lässt seinen Oberkörper leicht nach hinten schwingen, beugt sich dann vor und erhebt sich mühevoll aus seinem Sitz. Gegenüber dem Ofen, seitlich an der Wand, die nicht durch ein Fenster unterbrochen ist, steht eine Kommode, die genauso alt ist wie ihr Besitzer. Man sehe es ihr nur weniger an, pflegt er Besuchern gegenüber zu scherzen, aber sie müsse sich ja auch nicht bewegen. Eine der breiten Schubladen ragt leicht geöffnet hervor. Knebel bewegt sich auf sie zu, die stützende Hand erst im letzten Moment von der Kante seines Arbeitstisches hebend und mit der anderen sogleich Halt an der Kommode suchend. Er will einen Stapel beschriebener Blätter herausgreifen, verschiedene kleinere Übersetzungen aus dem Lateinischen, die der befreundete Landrat von Lynker ihn schon vor einiger Zeit durchzusehen gebeten hatte. Doch wie schon gestern, als er sich mit derselben Strategie glaubte ablenken zu können, fällt ihm eine lederne Mappe in die Augen, die neben den Arbeiten des Landrats in der Schublade liegt. Und auch heute durchkreuzt dieses sorgfältig verschnürte Bündel sein Ablenkungsmanöver. Die Mappe enthält Briefe, die Knebel in den vielen Jahren von seinem verstorbenen Freund er-

halten hat und die er wie einen Schatz hütet. Lynkers Übersetzungen sind vergessen.

Rausnehmen oder liegenlassen? Gestern hatte er diese Frage reflexartig beantwortet und sich, ohne die Schublade richtig zu schließen, in einen sicheren Abstand von der Kommode gebracht. Aber war das der richtige Weg? So würde er die Bilder nicht loswerden. Der alte Mann hat beide Hände an der Schublade, halb hält er sie, halb sie ihn, die Augen auf die Mappe gerichtet, und er weiß nicht, was er tun soll. Sich den Bildern stellen? Einmal alles in Gedanken durchgehen, von vorn bis hinten, die ganzen Jahre, mehr als die Hälfte seines Lebens, ihrer beider Leben? Oder die Finger davon lassen und auf die Zeit, auf das Vergessen hoffen? Aushalten. Wie lange?

Der Stapel ist beträchtlich. Auch wenn in den letzten Jahren nicht mehr viel gekommen ist. Ein Brief zum Geburtstag, einer zum Jahreswechsel, vielleicht mal einer im Sommer. Früher waren es mehr. Zusammen ist es ein Haufen. Es ist das erste Mal, dass Knebel darin blättert, hastig, so als wollte er alle Schreiben auf einmal lesen. Sonst hatte er immer den letzten Brief auf die anderen gelegt und die Mappe wieder verschnürt. Mehr brauchte er nicht. Ihre Freundschaft war in jedem der Briefe, der letzte enthielt immer alle vorigen. Aber in den Bildern und Szenen, die ihn überfallen, seitdem man ihm die Todesnachricht gebracht hat, geht es nicht um eine sich immer wieder bestätigende Freundschaft, darin geht es um sein Leben. Die Bilder kommen nicht in einem geordneten, einzelne Erinnerungsreize auslösenden Nacheinander. Sie kommen durcheinander, von allen Seiten, schießen ihm in einer nicht zu bewältigenden Gleichzeitigkeit durch den Kopf. Die Bilder sind schneller als seine Gedanken. Sie sind immer schon da, wo er hindenken will. Knebel schließt die Mappe wieder und lehnt sich zurück. Damit, sie aus der Schublade zu nehmen, war sein Vermögen spontanen Handelns erschöpft. Wie jetzt vorgehen? Alles noch einmal lesen, verschnüren und zurück-

legen? Lesen und verbrennen? Vorne anfangen, hinten anfangen?

Sich erinnern. Einmal an alles erinnern. Vielleicht könnte das eine Aufgabe sein für die Zeit, die ihm noch bleibt. Egal wie viel Zeit. Es gibt ja genug zu erinnern. Und aufschreiben. Aus Splintern von Gedanken Bilder und aus Bildern Worte machen. Das Durcheinander in ein Nacheinander zurückverwandeln. Die Geschichte ihrer Freundschaft erzählen. Nur für sich. Aber will er das? Will er sich wirklich an alles erinnern? Ist nicht die Geschichte ihrer Freundschaft zugleich die Geschichte seines Scheiterns? Und kann er es überhaupt? Geschichten übersetzen, das kann er, aber eigene Geschichten erzählen? Ein Dichter hatte er immer sein wollen, und eine zeitlang ist er es wohl auch gewesen. Selbst als er sich mit dem missratenen Konstantin rumzuplagen begann, dessen Erziehung er später als ein hoffnungsloses Unterfangen zu betrachten lernte, hatte er das nicht aufgegeben. Künstler sein. Seine Musen küssten seltener als die der anderen, aber er gab auf sie acht, verwendete seine freien Stunden auf sie. Dichter sein. Es ist sein Freund gewesen, der ihm den Umgang mit ihnen verleidet hat. Der jetzt tot ist, hatte ihm mit seiner Lebendigkeit gezeigt, wie man das zu machen habe mit den Musen. Da ist es ihm bewusst geworden, dass das nichts wird. Ganz schnell.

Sich erinnern. Die Vergangenheit in Ordnung bringen. In seine Ordnung. Die Bilder und Szenen sortieren und die Kontrolle über das Denken zurückgewinnen. Er weiß nicht, ob das ein guter Plan ist, aber einen anderen hat er nicht. Einen Versuch ist es wert.

*

Frankfurt. Es ist nicht viel Zeit. Wir machen Rast im *Roten Haus*, Ruhe für die Pferde und dann gleich weiter nach Mainz, wo Carl August um die Hand der hessen-darmstädtischen Prinzessin Luise anhalten will. Carl August, Konstantin, Leibarzt Engelhardt, Stallmeister von Stein und der intrigante Graf

von Görtz wollen ein zweites Frühstück im Gasthof nehmen. Ich lehne dankend ab. Zum einen weil die Stimmung während der Fahrt recht gereizt war und ich für eine Pause dankbar bin – Görtz sieht in mir einen Rivalen um den Einfluss auf Anna Amalia und begegnet mir mit Missgunst und Feindseligkeit; wir sind einige Male ziemlich aneinandergeraten – zum anderen, weil ich die Zeit nutzen möchte, um auf ein paar Stunden in mein anderes Leben zu eilen, in eine andere Welt: die Welt der Literatur, die in Frankfurt einen Namen und eine Adresse hat. Ich bin nicht Teil der stürmischen Bewegung, die Furore macht, aber ich verfolge das Geschehen, kenne die Texte, bin fasziniert von der Aufbruchstimmung, die die jungen Autoren verbreiten. Auch von den Texten jenes Autors, dessen Name jetzt in aller Munde ist und dessen Elternhaus nur ein paar Straßen vom *Roten Haus* entfernt liegt. Ich weiß den Weg nicht, aber in den Straßen und Gassen der Stadt, in den Wirts- und Kaufhäusern, vor den Banken und Handelskontoren herrscht ein reges Treiben – Menschen, die ich nach dem Weg fragen kann. Eine bunte Stadt. Ich brauche kaum eine halbe Stunde bis zu dem Gebäude, das ich suche. Ich werde eingelassen, ja, der Herr sei zu Hause, die Treppe rauf in den dritten Stock. Einen Moment sammeln, dann an die Tür klopfen. Das Herein klingt abwesend, ohne Bewusstsein gesprochen, doch davon lasse ich mich nicht abschrecken, ich bin gekommen, um eine Bekanntschaft zu machen.

Das Zimmer, in das ich trete, ist von Kerzen erleuchtet, die Vorhänge sind geschlossen, obwohl es draußen einigermaßen hell ist. Ein junger Mann tritt mir entgegen, stattliche Erscheinung, etwa meine Größe, ein paar Jahre jünger als ich selbst, offenbar nicht auf Besuch eingestellt, die Haare offen, die Kleidung etwas in Unordnung, was ihn aber nicht zu stören scheint. Während wir einander bekannt machen, erste Eindrücke von der Dichterwerkstatt: ein offener Sekretär, Feder und Tinte, ein Glas Wasser, ein paar Bücher, einige herumliegende Kleidungsstücke, die Wände über und über mit Zeichnungen, Silhouetten junger Damen und

beschriebenen Seiten bedeckt. Der Empfang viel herzlicher als das Herein vermuten ließ. Viele Besucher kämen derzeit zu ihm, auch aus Weimar. Ein zweites Glas. Erzählen solle ich. Kommen Sie, setzen Sie sich.

Ich bin darauf vorbereitet, habe mir für den Anfang etwas überlegt. Ich stelle mich kurz vor: Knebel aus Ansbach bei Nürnberg, abgebrochener Jurastudent, dann acht Jahre in Potsdam Offizier im Regiment des Prinzen von Preußen und seit kurzem als Erzieher von Anna Amalias jüngerem Sohn im Dienst des Herzogtums Sachsen-Weimar und Eisenach. Heute aber hier als ein Liebhaber der deutschen Literatur, der auch selbst schon einige bescheidene poetische Versuche unternommen hat, und als großer Bewunderer der Werke, mit denen mein Gastgeber sich in Deutschland einen Namen gemacht habe. Einige kurze Bemerkungen zu Zweck und Anlass der Reise, über Carl August und seinen Bruder. Nach Darmstadt werde es gehen, dann nach Paris auf eine Kavaliertour. Ich jedoch, füge ich abschließend und wohlüberlegt hinzu, wäre froh, wenn es so schnell als möglich zurück nach Weimar ginge, denn da warte der große Wieland, dessen Freund ich mich nennen dürfe. – Da will ich das Gespräch hinhaben, dieser Name muss für meinen Gastgeber ein Reizthema sein. – Ja, Wieland. Einer der besten Autoren, die wir haben. – Ich bin verduzt. Wieso lobt er Wieland, den er doch vor kurzem noch in einer Schmähschrift veralbert hatte? Glaubt er, ich wisse das nicht? Will er bloß höflich sein, weil ich aus Weimar komme? – Nein, will er nicht, denn jetzt legt er los: Was der Wieland allerdings mit Euripides gemacht habe, als er dessen kräftige Griechenhelden in empfindsame Tugendapostel verwandelte, sei ja wohl unmöglich gewesen. Das konnte nicht unwidersprochen bleiben – zumal nicht nach einer Flasche Burgunder. Er habe ihm ordentlich eingeheizt und die kleine Farce verfasst, in der Wieland zwischen Göttern und Helden keine gute Figur mache. Lenz, den ich wohl kennen würde, habe das dann zum Druck befördert, was übrigens gar nicht seine Absicht und ihm nicht ganz recht

gewesen sei. Und dann reagiert der Wieland auch noch mit dieser aufreizenden Gelassenheit, was ja einerseits Größe erkennen lassen, was diese Größe andererseits aber auch wieder ein wenig zu demonstrativ inszeniere...

Hier hake ich ein, unterbreche den Wortschwall meines Gastgebers, in dessen Ton sich Angriffslust und Bedauern auf merkwürdige Weise mischen. Ich entwerfe mit wenigen Worten ein freundliches Bild vom Verfasser der *Alceste*, dem ich meine Anstellung am Hof verdanke und bei dem ich in den vergangenen Wochen häufig zu Gast gewesen bin. Auch über ihn, den berühmten Frankfurter Autor, hätten sie sich dabei unterhalten, zuletzt sogar im Beisein der Herzogin. In Weimar sei man nicht so gut auf ihn zu sprechen wegen der Sache, aber Wieland selbst hege keinen Groll, habe ihn ja auch im Merkur sehr gut besprochen. – Gut besprochen, Hauptmann Knebel? Mit einem jungen Pferd habe er ihn verglichen, das nach vorne und hinten ausschlage und sich weder fangen noch reiten lassen wolle. Da habe er schon reizvollere Komplimente über sich gelesen – wengleich nicht im Merkur. Ein spitzbübisches Lächeln, das diese Entgegnung begleitet und ihr jede Schärfe nimmt, lässt mich aufatmen. – Wie auch immer, Wieland sei ohne Frage bereit, ihm die Hand zu reichen. Vielleicht ergebe sich ja eine Gelegenheit, einander kennenzulernen.

Die Wielandstrategie geht auf, wir sind im Gespräch: Herder, Straßburg, Ossian, Merck, Volkspoesie, Klopstock, Götz, Werther, die Franzosen – mein Gastgeber ist in Fahrt, brennt ein Feuerwerk ab, klug und streitlustig, mit einem Hang zur Überspitzung. Ich kann einigermaßen mithalten, weiß einiges aus der Potsdamer Szene zu berichten, erzähle von Nicolai, der mir vor zwei Jahren mit einem Empfehlungsschreiben den Kontakt zu Wieland ermöglicht hatte, und schildere die Verhältnisse am Weimarer Hof, die sich von dem Durcheinander allmählich erholten, das in der Folge des Schlossbrandes entstanden war. Von der Herzogin und ihrem Bemühen, die Kunst in Weimar heimisch zu machen, habe er ja sicher schon gehört. Diese Frau ist ein Segen

für ihr kleines Land. Und für mich selbst. Mein Gastgeber ist mit den Verhältnissen in Weimar offenbar bestens vertraut, fragt nach Details und zeigt sich interessiert, den künftigen Herzog kennenzulernen. Ich wüsste das zu arrangieren. Nur gleich müsse es sein, lange werde man nicht in Frankfurt bleiben.

Wir brechen sofort auf. Zwei junge Herren, in dicke Mäntel gehüllt, auf dem Weg zum *Roten Haus*, eifrig ins Gespräch vertieft, der eine die freudige Erregung hinter einer militärischen Haltung verbergend, gestikulierend und übersprudelnd der andere, ein wenig zu laut für die Straße, die Chemie scheint zu stimmen.

Im Gasthaus angekommen, am Frühstückstisch, Carl August und die anderen. Ich stelle einander vor, wir seien herzlich eingeladen, ihnen Gesellschaft zu leisten. »Sie sind also der Autor, über den alle Welt spricht. Knebel sagt, Sie hätten unseren Wieland aufs Korn genommen. Stimmt das?« Mir ist diese Gesprächseröffnung etwas unangenehm, doch ein Blick auf unseren Gast überzeugt mich, dass kein Anlass zur Besorgnis besteht. Offen und unbefangen plaudert der über die Verdienste Wielands für die deutsche Literatur, es gereiche dem Herzogtum zur Ehre, einen solch klugen und geistreichen Mann am Hof zu haben, und dass die neuen Literaten und auch er selbst sich an ihm rieben, zeige ja nur, welche Bedeutung diesem großen Manne im literarischen Deutschland zukomme.

Diese Worte tun ihre Wirkung: sie schmeicheln Carl August als künftigen Regenten, Görtz, Engelhardt und von Stein als hochrangigen Beamten des kleinen Herzogtums, und sie schmeicheln mir, der in Wieland seinen Mentor zu sehen gewohnt ist. Nur Konstantin sitzt teilnahmslos dabei und fühlt sich nicht wohl in seiner Haut.

Mit Freude beobachte ich, dass sich zwischen Carl August und seinem um wenige Jahre älteren Gast ein munteres Gespräch entwickelt. Man kommt auf Politisches zu sprechen, die Rolle

der Fürstentümer, Verwaltungsfragen, Justus Möser's *Patriotische Phantasien*. Ich würde lieber noch etwas über die neue literarische Bewegung erfahren und über die Texte, an denen der Gast arbeitet, als über dessen Auffassung in staatstheoretischen Fragen. Aber ich halte mich zurück, beobachte als derjenige, der dieses Treffen arrangiert hat, mit heimlicher Genugthuung, dass man einander offenbar sympathisch findet und in vielem übereinstimmt. Und meine Zurückhaltung wird belohnt. Stein, der hinausgerufen worden war, kehrt mit der Nachricht zurück, die Kutsche stehe bereit, man wolle die Fahrt fortsetzen, um vor Anbruch der Dunkelheit in Mainz zu sein. Carl August blickt unseren Gast herausfordernd an. Was er davon halte, sie zu begleiten, dann könne man das Gespräch unterwegs fortsetzen und er ihnen mit seinen Kenntnissen lokaler Gepflogenheiten vielleicht einen Dienst erweisen. Görtz mahnt zur Eile, man habe nicht genug Zeit, um erst noch das Gepäck des Gastes holen zu lassen, aber wenn gewünscht, könne der Herr ja morgen nachkommen. Gern. Vielleicht hätte der Hauptmann von Knebel Lust, für einen Tag als sein Gast in Frankfurt zu bleiben, und man führe dann morgen gemeinsam mit der Postkutsche nach Mainz. Sehr gern. Abgemacht. Ich kann mein Glück kaum fassen.

Wir verbringen den größten Teil des Tages in der Wohnung. Kurz nach unserer Rückkehr, in einem der beiden Salons im Erdgeschoß, ein Mittagessen mit den Eltern meines Gastgebers, die Mutter gutmütig-freundlich, voller Stolz auf den Sohn, der Vater von skeptischer Zurückhaltung, aber interessiert, wenn gleich mehr am großen Potsdam als am kleinen Weimar. Eine förmliche Unterhaltung. Ich kann sowas, weiß mich zu verhalten, gebe Auskunft, so gut ich es vermag, danke für die Einladung, auch über Nacht bleiben zu dürfen. Den jungen Autor jedoch hält es nicht lange am Tisch seiner Eltern, mit dem Vater kommt es zu einem Wortwechsel über die Verabredung mit einem angehenden Herzog, und auch wenn meine Anwesenheit einen richtigen Streit

verhindert, provoziert der Sohn mit einer am Rande des Unhöflichen sich bewegenden Ungeduld das Ende der Mahlzeit und zieht mich mit hinaus, die Treppe hinauf, zurück in sein eigenes Reich. Hier sitzen wir, endlich unserer weltlichen Verpflichtungen ledig, ohne meine Reisegesellschaft, ohne die Eltern meines Gastgebers und können uns mit dem beschäftigen, womit wir uns am liebsten beschäftigen, mit der Welt der Literatur, uns über das austauschen, was uns am wichtigsten ist, die literarische Welt. Und doch beginnt der Austausch zunächst wortlos. Ich starre auf die an den Wänden angebrachten Blätter, die Szenen eines Dramas enthalten – *Am Brunnen, Zwinger, Dom, Nacht, Kerker* –, erhebe mich auf ein zustimmendes Nicken meines Gastgebers von meinem Stuhl und wandere von einem Blatt zum nächsten, lese eine Szene nach der anderen. In meinem Nacken spüre ich, dass er mich beobachtet, auf jede Regung aufmerksam, die als Reaktion auf das Gelesene gedeutet werden könnte. Es fällt kein Wort. Eine kleine Ewigkeit geht das so.

Beim vorletzten Blatt angekommen, verwandelt sich die Ungeduld des Beobachters in sichtbare Unruhe. Hin- und Herrutschen auf dem Stuhl, Kopf und Oberkörper wissen nicht, wohin sie wollen. »Und, was halten Sie davon?« Ich mache, ohne die Augen von der Handschrift zu nehmen, eine abwehrende Handbewegung, um auch die letzte Seite noch lesen zu können, ohne an die Oberfläche der Wirklichkeit auftauchen zu müssen. *Heinrich! Heinrich!* Erst danach lasse ich die Hand sinken und wende mich zu meinem Gastgeber um. Ich bin verstört, in Gedanken noch in dem Text, lasse mich in einen Stuhl fallen. »Das arme Mädchen.«

Das Frühstück am morgen fällt kurz aus. Zu wenig Schlaf, zu viel Wein. Noch in der Nacht hatte ich die restlichen, nicht an die Wand gehefteten Szenen des Stückes mit in das mir zugewiesene Zimmer genommen und gelesen. Ich hatte versprechen müssen, heute während unserer Fahrt nach Mainz ausführlicher meine Meinung zu sagen, als mir das unmittelbar nach der er-